

SEBASTIAN KLEIN

TOXISCH REICH

Warum
extremer Reichtum
unsere Demokratie gefährdet

INHALT

Wie ich lernte, dass Geld toxisch sein kann	7
---	---

Wann ist eine Gesellschaft ungleich?	18
--------------------------------------	----

Eine kurze Geschichte der Ungleichheit	27
--	----

HEUTE

Extremer Reichtum gefährdet unsere Demokratie

Ungleichheit ist undemokratisch	40
---------------------------------	----

Vermögen hat immer eine dunkle Vergangenheit	50
--	----

Nicht Leistung macht reich, sondern Erbe	59
--	----

Reiche sind verantwortlich für die Klimakrise	71
---	----

Ungleichheit ist schlecht für die Wirtschaft	81
--	----

Ungleichheit macht politikverdrossen und spaltet	91
--	----

Vermögen schützt vor Strafe	102
-----------------------------	-----

Philanthropie ist undemokratisch	113
----------------------------------	-----

Ungleiche Gesellschaften sind schlechtere Gesellschaften	121
--	-----

MORGEN
Reichtum in Wohlstand
für alle verwandeln

Eine neue »Leistungsgesellschaft«	130
Maximale Transparenz	139
Ein Steuersystem, das der Gesellschaft dient	147
Chancengerechtigkeit	162
Neue Eigentumsformen und eine gemeinwohlorientierte Marktwirtschaft	169
Regeneratives Kapital	181
Ein optimistischer Ausblick	188
<i>Anmerkungen</i>	193
<i>Empfohlene Lektüre</i>	201
<i>Dank</i>	203

WIE ICH LERNTTE, DASS GELD TOXISCH SEIN KANN

Klimakrise, Biodiversitätskrise, Demokratiekrise, Hungerkrise, Wirtschaftskrise – während meine Generation noch in dem Glauben aufwuchs, dass alles immer besser werden würde, befindet sich die Welt heute in einem dauerhaften Krisenzustand.

Parallel dazu passiert noch etwas anderes: Die Reichen werden immer reicher. Niemals zuvor in der Weltgeschichte gab es so viel Privatvermögen wie heute. Nur kommt bei den allermeisten Menschen nichts von diesem Wohlstand an.

Dass die Reichsten immer reicher werden und unsere Probleme gleichzeitig immer größer, ist kein Zufall. Die Ungleichheitskrise ist das, was allen anderen Krisen zugrunde liegt und diese wie ein Brandbeschleuniger weiter verstärkt. Der unglaubliche Reichtum in der Hand weniger Menschen wirkt wie ein Gift, das alles zerstört, was unser Leben lebenswert macht. Die Dystopie ist längst Realität geworden: Eine Handvoll Männer ist bereits auf der Suche nach einem anderen Planeten, auf dem sie ihren Wettbewerb um den höchsten Kontostand fortführen kann, wenn sie unseren zugrunde gewirtschaftet hat.

Aber es gibt auch eine gute Nachricht: Wir haben als Gesellschaft einen unfassbaren Reichtum geschaffen, wir sind so produktiv wie nie zuvor in der Menschheitsgeschichte und wir Menschen sind lern- und anpassungsfähig. Damit sollte sich doch arbeiten lassen! Zunächst müssen wir jedoch verstehen, dass die extreme Konzentration von Reichtum toxisch ist, dass dieser Reichtum auf der Ausbeutung anderer Menschen und unseres Planeten beruht und unsere Demokratie zersetzt.

Ich war selbst einmal Teil dieses Problems: Ich gehörte zum reichsten Prozent der Deutschen. Dabei habe ich hautnah erlebt,

was Geld mit Menschen macht und welche Möglichkeiten es eröffnet, sich die Welt so zu formen, wie man sie gerne hätte.

Wer ist hier privilegiert?

Ich bin in einer bayerischen Kleinstadt aufgewachsen, im Einfamilienhaus meiner Eltern, mit großem Garten und Blick auf die Alpen. Privilegiert oder gar reich kam ich mir damals nicht vor.

Reich waren die Kinder, die sich zu Hause 20 Mark aus einer Geldschatulle nehmen konnten, ohne jemanden zu fragen. Die nicht nur einen eigenen Fernseher im Zimmer hatten, sondern auch noch eine Nintendo-Konsole. Deren Eltern nicht VW fahren, sondern Mercedes. Reich war auch mein Mitschüler, dessen Familie in einer Villa lebte, in der man sich verlaufen konnte.

Ich hingegen war immer pleite. Als mein jüngerer Bruder und ich zu Beginn der Gymnasialzeit jeweils ein Sparsbuch mit 2.000 Mark von den Großeltern geschenkt bekamen, zahlte mein Bruder Monat für Monat sein Taschengeld darauf ein, sodass der Kontostand stetig wuchs. Ich gab das Geld nach und nach aus. War es nicht gerade dafür da, sich schöne Sachen zu kaufen?

Erst viel später verstand ich, wie privilegiert ich aufgewachsen war. Ich konnte es mir leisten, mein Geld auszugeben, und falls ich wirklich mal etwas benötigte, könnte ich meine Familie danach fragen. Gewiss, bei uns gab es keine Geldschatulle, an der ich mich einfach bedienen konnte. Doch ich wuchs mit dem sicheren Gefühl auf, dass Geld da war, wenn es gebraucht wurde. Wir fuhren jedes Jahr in den Urlaub, an Weihnachten und für gute Noten bekam ich Geldgeschenke. Ich konnte Freizeitaktivitäten nachgehen und auf Klassenfahrt fahren, ohne befürchten zu müssen, meine Eltern könnten diese Ausgaben nicht stemmen.

Vom Dorf in die Business-Class

Nach dem Abitur zog ich nach Marburg an der Lahn, um Psychologie zu studieren. Aus einer Postkartenidylle in die nächste. Meine Eltern finanzierten mich mit 700 Euro im Monat. Das war deutlich mehr als der damalige Bafög-Höchstsatz, doch mir reichte

es vorne und hinten nicht. Mit dem Umzug in eine größere Stadt waren schließlich ganz neue Möglichkeiten entstanden, Geld auszugeben: Ich konnte nun nicht mehr nur ein- oder zweimal pro Woche abends ausgehen, sondern jeden Abend. Auf einmal lebte ich mitten in einer lebendigen Studentenstadt mit all ihren Unterhaltungsangeboten. Um möglichst alles mitnehmen zu können, arbeitete ich in den Semesterferien auf Baustellen und später als Werkstudent an der Universität.

Als im fünften Semester das Pflichtpraktikum im Rahmen des Studiums anstand, machten die meisten meiner Kommiliton:innen unbezahlte Praktika. Das wäre mir nicht eingefallen – um ein unbezahltes Praktikum zu finanzieren, hätte ich meine Eltern um weiteres Geld bitten müssen. Ich informierte mich also, wo ich als angehender Psychologe ein – natürlich möglichst gut – bezahltes Praktikum machen könnte. Das Angebot war überschaubar – und so landete ich bei einer Unternehmensberatung.

2.500 Euro monatlich zahlte mir die Boston Consulting Group, während meine Kommiliton:innen für 300 Euro in Personalabteilungen oder unbezahlt in Kliniken arbeiteten. Ich wohnte kostenlos in einer Firmenwohnung am Münchener Viktualienmarkt, ging auf Firmenkosten in Sternerrestaurants essen, und am Flughafen holte mich ein Chauffeur ab, um mich zum Kunden zu bringen. Mit Mitte zwanzig kam ich mir ziemlich wichtig und wertgeschätzt vor.

Meine Kommiliton:innen erzählten mir Horrorgeschichten aus ihren Praktika: Einer hatte die Rolle eines Vollzeit-Therapeuten ausfüllen müssen – ohne einen Cent Gehalt zu bekommen. Am Ende des Praktikums wurde ihm dann für seine Leistung mit einem Büchergutschein gedankt, den er sich doch bitte im Sekretariat abholen sollte. Ich hingegen bekam nach meinem Praktikum ein *brandeins*-Abo, Geburtstags- und Weihnachtsgeschenke und wurde regelmäßig zu luxuriösen Firmenevents eingeladen.

Zum Abschluss meines Psychologiestudiums 2009 erhielt ich von der Unternehmensberatung ein ausgezeichnetes Angebot für den Jobeinstieg. Ich wurde also Managementberater.

Schmerzensgeld

In meinem Studium war es nie um Geld gegangen, alles hatte sich um Menschen gedreht: Wie tickt die menschliche Psyche? Unter welchen Bedingungen geht es Menschen gut? Wie funktioniert ein so komplexes soziales Gebilde wie ein Unternehmen? In meinem Job spielte nichts davon eine Rolle. Hier ging es nur um Geld. Ich hatte gehofft, dort von erfahrenen Führungskräften lernen zu können und inspirierende Einsichten in die Wirtschaftswelt zu erhalten. Doch die Männer, für die ich arbeitete, interessierten sich ausschließlich dafür, wie hoch ihr Jahresbonus ausfiel.

Ich arbeitete bis spätabends an PowerPoint-Folien und Excel-Tabellen, flog jede Woche in eine interessante Stadt, von der ich dann nur den Flughafen, Taxis, Hotels und Büroräume sah. Aber ich verdiente zum ersten Mal mehr Geld, als ich ausgeben konnte. Neben dem festen Gehalt von etwa 70.000 Euro¹ erhielt ich einen Jahresbonus und viele weitere finanzielle Annehmlichkeiten, wie etwa eine private Altersvorsorge, in die für mich eingezahlt wurde. Meine bayerische Kleinstadt-Sparkasse meldete sich und bot in einem persönlichen Gespräch an, mich bei der Vermögensbildung zu unterstützen.

Wie allen meinen Kolleg:innen wurde auch mir schnell klar, dass das viele Geld dazu diente, uns an das Unternehmen zu binden. Mit jedem Jahr winkten satte Gehaltserhöhungen. Die private Altersvorsorge durfte ich nur behalten, wenn ich fünf Jahre blieb. Andernfalls verlöre ich einen Großteil der Ansprüche wieder.

Das Geld fühlte sich an wie Schmerzensgeld. Denn der Job tat mir überhaupt nicht gut. Ich merkte, wie ich mich im Privaten veränderte, ungeduldiger und aggressiver wurde, weil ich mich den Sitten im Unternehmen anpasste. Ich versuchte, die innere Leere, die durch den Job entstand, mit Konsum zu füllen. Ich kaufte Dinge, die ich eigentlich nicht brauchte, und fühlte mich danach nur noch schlechter, weil ich keine Zeit hatte, sie zu benutzen.

Die meisten meiner Kolleg:innen nahm ich als unfrei und unglücklich wahr. Als ich eines Abends mit meinem Chef im Taxi über die Hamburger Reeperbahn fuhr, sagte er aus dem Fenster

sehend: »Die haben doch auch einen beschissenen Job.« Ich weiß bis heute nicht, ob ihm in diesem Moment bewusst war, dass er unsere Arbeit mit Prostitution verglich.

Schon nach wenigen Monaten wollte ich wieder kündigen. Am Ende hielt ich 15 Monate durch und verließ die Beratung erst, nachdem ich mich erfolgreich mit einer Idee für den Gründungszuschuss des Arbeitsamts beworben hatte.²

Wie schwer kann es sein, Millionär zu werden?

Gemeinsam mit einem Freund, der in einer ähnlichen Beratungs-firma gearbeitet hatte, gründete ich also mein erstes Unternehmen. Wir waren Ende zwanzig und hatten ein klares Ziel: so schnell wie möglich reich werden, um nie wieder arbeiten zu müssen. Ich hatte Psychologie studiert, er war Ingenieur. Aber was konnte so schwer daran sein, ein Unternehmen zu gründen und schnell reich zu werden? In unseren Beraterjobs hatten wir eingetrichtert bekommen, dass wir die Wirtschaftselite waren, und entsprechend selbstbewusst gingen wir zur Sache.

Wir suchten ein Produkt, das sich günstig herstellen und mit großer Marge verkaufen ließ. Unsere Wahl fiel auf kühlende Halstücher, die wir »Penguin Hug« taufte, zu Deutsch: Pinguin-Umarmung. Die Halstücher wurden mit den gleichen Kristallen gefüllt, die auch in Windeln zum Einsatz kommen. Sie nehmen Feuchtigkeit auf, und wenn das Wasser aus ihnen verdunstet, entsteht ein kühlender Effekt. Wir ließen 1.000 Stück in China herstellen, bauten ein Versandzentrum in meinem Schlafzimmer in Berlin auf und versuchten einen Sommer lang, so zu Millionären zu werden.

Von den Tausend Halstüchern liegen noch immer einige in meinem Keller. Am Ende des Sommers hatten wir nur ein paar Tausend Euro umgesetzt. Ich hatte meine Ersparnisse aus dem ersten Job fast aufgebraucht, und dazu lief der Gründungszuschuss des Arbeitsamts aus. Mein Freund ging zurück in die Beraterwelt, ich blieb etwas ratlos zurück und bewarb mich als Robben-Ranger an der Ostsee. Meine Bewerbung wurde abgelehnt, also musste ich mir was anderes überlegen.

Wer liest schon Bücher?

Schon während meines Studiums hatte ich – einer der Gründe für meine Geldprobleme – ständig Bücher gekauft, die ich jedoch meist nur zur Hälfte las. Wäre es nicht praktisch, wenn es zu all diesen Büchern gute Zusammenfassungen gäbe, die ich stattdessen lesen könnte? Ich traf einen alten Bekannten aus Marburger Studienzeiten wieder, bei dem sich ebenfalls halb gelesene Bücher stapelten. Gemeinsam bastelten wir den Prototypen einer App für Buchzusammenfassungen, die wir später »Blinkist« taufte. Das war 2011: Das iPhone war erst wenige Jahre zuvor auf den Markt gekommen und Apps waren der heißeste Scheiß in der Welt der Gründer:innen. Wir suchten uns zwei weitere Mitgründer sowie Investor:innen und gründeten eine GmbH.

Dafür musste ich mir Geld von meinem Vater leihen, was mir mit fast dreißig sehr unangenehm war. Die nächsten Jahre waren in finanzieller Hinsicht eine schwierige Zeit: Als Gehalt zahlten wir uns jeweils 2.000 Euro brutto aus, und die rund 1.400 Euro netto reichten bei mir gerade mal für Miete und Essen. Ich rutschte immer weiter in den Dispo, am Geldautomaten sah ich weg, wenn der Kontostand angezeigt wurde. Meine bayerische Sparkasse rief wieder an und bot mir einen Kredit an, um die hohen Dispozinsen zu reduzieren. Sorge, ich würde meine Schulden nicht begleichen können, schienen sie nicht zu haben. Schließlich war auch der Rest meiner Familie dort Kunde.

Wie die meisten Start-up-Gründer:innen waren wir überzeugt, mit unserem Angebot die Welt zu erobern. Eine Zeit lang müssten wir zwar von unserem kleinen Gehalt leben, doch, so unsere Vorstellung, wenn wir das Unternehmen nach ein paar Jahren verkauften und auf einen Schlag reich wären, würden wir mehr als entschädigt.

Mir fiel schnell auf, wie homogen die Berliner Start-up-Szene war: Die meisten Gründer:innen waren Männer aus wohlhabenden bis sehr reichen Familien. Viele waren ehemalige Berater-Kolleg:innen. Mir selbst öffnete meine Beratervergangenheit viele Türen, besonders zu Investor:innen. Auch unser Gründungsteam

war – gemessen an der Gesamtgesellschaft – privilegiert, aber mit den Gründer:innen, die ihr Unternehmen jahrelang selbst finanzierten, konnten wir nicht mithalten. Weil uns die Ressourcen fehlten, mussten wir von Anfang an einen Teil des Unternehmens an Investor:innen verkaufen.

Zu diesem Zeitpunkt wusste ich nicht einmal, was ein Venture-Capital-Investor ist. Erst später wurde mir klar, dass wir uns schon bei der Gründung unseres Unternehmens in die Fänge des Finanzmarkt-Kapitalismus begeben und uns selbst im Grunde zu Angestellten der Investor:innen gemacht hatten.

Nach ein paar Jahren Start-up-Leben mit steigendem Frust und zunehmenden Konflikten mit meinen Mitgründern verließ ich mein eigenes Unternehmen. Meine Anteile an Blinkist behielt ich zwar, musste mir aber einen neuen Job suchen. Ich war Anfang dreißig und verschuldet.

Endlich keine Geldsorgen mehr

Also wurde ich wieder Unternehmensberater – diesmal aber selbstständig und mit einem Fokus, den ich wirklich interessant und wichtig fand: New Work, also die Frage danach, wie die Zukunft der Arbeit aussieht. Schon im zweiten Jahr verdiente ich damit doppelt so viel wie ein paar Jahre zuvor als fest angestellter Berater und ein Vielfaches meines Gründergehalts bei Blinkist.

Meine Blinkist-Unternehmensanteile wurden außerdem von Jahr zu Jahr wertvoller. Zwei Jahre nach meinem Ausstieg verkaufte ich zum ersten Mal einen kleinen Teil und hatte auf einmal zusätzlich zu meinem sehr guten Einkommen 400.000 Euro auf dem Konto. Weil das Geld aus Luxemburg überwiesen wurde, meldete sich meine Bank erneut – diesmal um herauszufinden, ob ich womöglich Geldwäsche betrieb.

Im Jahr darauf verkaufte ich weitere Anteile und wurde Millionär – den größten Teil meiner Unternehmensbeteiligung hielt ich weiterhin. Auf einmal hatte ich keine Geldsorgen mehr. Finanzielle Freiheit zu haben, war wirklich schön – vor allem, weil der Gedanke an Geld mir in den Jahren zuvor immer Be-

klemmung bereitet hatte. Nun checkte ich häufig meinen Kontostand, weil mir die große Zahl einen Dopamin-Kick gab. Mit der Zeit verlor sich der Effekt, aber was blieb, war ein Gefühl von Sicherheit.

Und weil ich vorher jahrelang so pleite gewesen war, dass ich mir nie irgendetwas kaufen konnte, was mehr als ein paar Hundert Euro kostete, erfüllte ich mir einige Wünsche: Ich kaufte mir ein Hifi-System, einen schönen Anzug und ein Rennrad. Außerdem ließ ich mir eine neue Küche in die Mietwohnung bauen. Mehr fiel mir dann aber auch schon nicht mehr ein. Den allergrößten Teil des Geldes investierte ich in Unternehmen, die ich selbst gründete. Und in andere Unternehmen, die ich unterstützenswert fand.

Mit der Zeit nahm das Thema Geld immer mehr Raum in meinem Leben ein: Wie investiert man eine so große Summe sinnvoll? Wie viel Geld sollte immer als Notreserve auf dem Konto liegen? Wie macht man aus einem einstelligen Millionenvermögen ein zweistelliges? Allein zu wissen, dass die von mir verkauften Anteile von Jahr zu Jahr weiter an Wert gewannen, während mein Geld auf dem Konto sich nicht von selbst vermehrte, verursachte Stress.

In der Zeit, als ich immer pleite gewesen war, hatte ich mich des Geldes wegen unfrei gefühlt. Und nun, als ich viel davon hatte, fühlte ich mich wieder unfrei. Ich dachte ständig über Geld nach, fragte mich, wie ich es möglichst sinnvoll einsetzen und dabei idealerweise weiter vermehren könnte. Gerade die Frage, wie mein Geld gleichzeitig etwas Positives bewirken *und* sich möglichst schnell weiter vermehren kann, bereitete mir große Kopfschmerzen. Heute weiß ich, dass sich diese beiden Ziele in unserem aktuellen System gegenseitig ausschließen – auch wenn viele der Bücher, die ich für Blinkist zusammengefasst habe, etwas anderes behaupten.

Extremer Reichtum ist eines der größten Übel unserer Zeit.

Sebastian Klein weiß, was es heißt, reich zu sein: Der Mitgründer von Blinkist war einmal Multimillionär – und hat dann 90 Prozent seines Vermögens abgegeben. Er ist überzeugt, dass extremer Reichtum unserer Gesellschaft schadet, denn große Vermögen in den Händen einzelner sind undemokratisch, sie befeuern den Klimawandel und spalten die Gesellschaft.

Damit wirft er ein Schlaglicht auf ein Thema, das die Politik lange übersehen hat: die Überreichen und ihre Rolle in unserer Gesellschaft. Wie hängen Reichtum und Armut zusammen? Warum werden ausgerechnet die Reichsten von der Erbschaftssteuer befreit? Warum wird Arbeit so hoch und Vermögen gar nicht besteuert? Und warum machen manche Menschen Wochenendausflüge in den Weltraum, während andere ihre Heizrechnung nicht bezahlen können?

Kleins Analysen zeigen, wie sehr wir extremen Reichtum als Problem unterschätzen. Sein Buch ist ein leidenschaftlicher Appell für mehr soziale Gerechtigkeit und eine Gesellschaft, in der nicht nur wenige, sondern alle reich sind.

